

Va Bärj & Tal

# Kanton ohne Kompass

Von Desaster zu Desaster, Rohrkrepierer über Rohrkrepierer – das Wallis irrt ziel- und führungslos durchs Problem-Gebirge.

Wie lange können wir den «Walliser Boten» noch lesen, ohne dass auf der Titelseite zur Wahrung der Volksgesundheit wahlweise Valium zur Beruhigung oder Ibuprofen gegen Kopfschmerzen mit aufgeklebt werden muss? Jedenfalls reiben wir uns im Wochenrhythmus die Augen, wie Staat und Behörden Millionen verlochen, vernichten und vermasseln.

Wohin wir auch immer schauen: Desaster. Der Spitalneubau Brig, der Autobahnbau, die Rhonekorrektur, die Raumplanung, die Solar-Offensive, die Giftmülldeponie Gamsen, die Hotelrestauration in Gletsch, die Glasfasererschliessung – eine staatsrätlich verhookte und verhookte Baustelle nach der anderen. Die dunklen Wolken über unserer Exportindustrie sind kein Thema, dafür Rohrkrepierer im Serienfeuer. Der Flugplatz Sitten und die Rebberg-Modernisierung sind nur zwei aktuelle Beispiele.

Unser Superminister für Wirtschaft und Bildung ist offensichtlich unterbeschäftigt. Wie sonst ist zu erklären, dass er sich übergriffig die Jagdabteilung unter den Nagel reisst, und man sich fragen muss: Ist das mit einem militanten Jäger überhaupt vereinbar, wo doch ein Förster nicht einmal im Fieschertaler Gemeinderat sitzen darf?

Wie kopflos die Walliser Politik ungestraft hasardieren darf, zeigt ein energiepolitisches Blackout: Drei von fünf demnächst amtierenden Staatsräten haben im kürzlichen Pseudowahlkampf den Bau neuer Atomkraftwerke offen befürwortet, darunter die designierte Energieministerin. Niemand – keine Partei und kein Politiker – stiess sich an dieser kantonsschädigenden Position, die im Wasserschloss und Sonnenreich Wallis bis anhin über alle Lager hinweg als tabu galt. Die Älteren unter uns erinnern sich vielleicht noch daran, wie ein forsch aufstrebender

der CVP-Politiker schon in den 1970er-Jahren mit der Idee, im Gommer «Aeginatal» ein AKW zu bauen, seinen Ruf bleibend zerbeulte.

Sie, verunsicherte Leserinnen und Leser, fragen sich vielleicht wie ich: Was ist los im Staate Wallis? Wo sich Inkompetenz und Verantwortungslosigkeit mit schlichtem Gemüt im sündhaft teuren Lotterbett vergnügen. Die Erklärung ist: Der Kanton ist ohne Kompass im Problem-Gebirge unterwegs. Es gibt auf den wichtigen Handlungsfeldern keine durchdachten, demokratisch ausdiskutierten Strategien und zwangsläufig auch keine klaren Konzepte. So irrt jede und jeder auf seine eigene Tour ziellos herum, wozu das neue Finanzregime mit den vielen unkontrollierten Fonds-Kässeli erst recht einlädt.

Durch die Brille vom Berg gesehen wären vorrangig Fragen zu klären wie:

Wie stellen wir bezahlbares Wohnen sicher? Günstiges Wohnen – ob im Eigentum oder zur Miete – war über lange Zeit ein Standortvorteil des Oberwallis. Diese Vorteile schmelzen gerade dahin wie die letzten Reste Schnee in der Frühlingssonne. Eine Wohnbaupolitik, die diesen Namen verdient, kennt der Kanton nicht – wäre aber dringend. Wir benötigen im Rahmen der Zonen-Ordnungen und des gemeinnützigen Wohnungsbaus eine gezielte Förderung von bezahlbaren Erstwohnungen für die jungen Familien. Sonst laufen sie uns definitiv davon.

Wohin soll die touristische Reise gehen? Unsere Stationen entwickeln sich rasant zu überlaufenen Funparks. Der Massentourismus, der neuerdings neudeutsch mit «Overtourism» bemäntelt wird, die spekulationsbegünstigten Resort-Projekte und der forcierte Ansturm der Tagesgäste schädigen auf Dauer die lokale Wertschöpfung, die Existenz der

gewerblichen Gastro- und Handwerksbetriebe und den einträglichen Aufenthaltstourismus.

Wie gewährleisten wir eine flächendeckende Gesundheitsversorgung? Die Pflege in den Spitälern und Heimen ist personell am Anschlag. In den Randgebieten ist die Gesundheitsversorgung sogar akut gefährdet. Es mangelt an Hausärzten, ja sogar an rechtzeitig verfügbaren Notfall-Ambulanzen. Der Kanton ist dafür verantwortlich und müsste mit einer nachhaltigen Umsetzung der Pflegeinitiative und konkreten Massnahmen zugunsten der abgelegenen Gebiete reagieren.

Wie sichern wir die Verkehrswege in die Täler? Der Strassenbau handelt sich heute mehr oder weniger von Steinschlag zu Steinschlag, von Murgang zu Murgang. Angesichts der klimabedingten Folgen wäre aber ein Langzeitprogramm mit klaren Prioritäten vonnöten, wie Strasse und Bahn durchgehend wie dauerhaft geschützt werden können. Nur wer eine Vorstellung von den Herausforderungen und Grössenordnungen hat, kann das.

Wenn wir das alles ernsthaft bedenken, werden wir rasch einsehen, dass wir uns nicht länger jede Dummheit und jede Geldvernichtung leisten, so viel Leerlauf und so viel Bürokratie in Kauf nehmen können.

Wir brauchen einen Kompass, der uns den richtigen Weg anzeigt.



**Beat Jost**  
1954, ist in Obergesteln aufgewachsen und lebt in Albinen.  
bjc.jost@bluwin.ch

Kolumne

# Im Aszendente Gurke

Heile Welt ist nicht mehr. Und wo einst die Ausflucht mit herrlichem Nachdruck harrete, öffnen sich heute noch beklemmendere Abgründe.

Sagen wir wie's ist: So pragmatisch, wie ungeschminkt: Unser Dasein nippelt grad irgendwie ab. Ein Flächenbrand reicht dem nächsten die Hand – Zölle steigen, Aktienkurse fallen, Bomben pfeifen, Fronten jeglicher Natur sind verhärtet. Die Welt ist aus den Fugen. Da flüchte ich mich in spätnächtlicher Insomnie in die abgründige Welt der schillernen Instagram-Reels, YouTube Shorts und TikToks; die Pandora-Büchse des einfachen Mannes. Eine schein-schimmernde Welt, in der sich der dickste Fleischkäse von ganz Thüringen, putzige Büsis, in Bialletti-Kännchen kredenzte Tiramisus und rülpende Teenies die Hand reichen. It's a mess out there.

Im herrschenden Venus-Jahr, wo Saturn und Neptun im Zeichen des Widders wechseln, also der Mondknoten in Fische und Jungfrau übergeht. Meine innere Madame Etoile kräuselt die Lippen und nickt bedacht. Ich glaube nicht an Astrologie. Typisch Widder.

Irgendein Claudio aus Zürich schreit mich in ungehobeltem helvetischem Hochdeutsch an, ich solle gefälligst Jesus zu meiner Tür hereinlassen. Mi casa es tu casa. Claudio singt und ich bin ratlos. Was zum evangelisch-methodistischen Pfingst-Adventsbruder will Jesus um diese Zeit bei mir? Ganz ehrlich – ich bin selten auf Besuche vorbereitet.

Nach Bananenverwertungstipps und Kindern, die sich auf die Schnauze legen, bin ich dann irgendwann in diesem einen verstörenden Rabbit-Hole gelandet. In der wundersamen Welt des Coachings von und für junge Männer.

Sei ein fucking Alpha! Sei männlich! Sei stark! Ey, lass deine Schwächen weg. Gefühl-

le zeigen ist tammisiechnomal unattraktiv. Du bist ein Löwe! Ein Panter! Ein Raubtier! Ignorier die Frauen, dann wollen sie dich. Mach auch mal eine absichtliche Abwertung. Geiler Pulli, hat meine Oma auch! Sei nicht nett, nicht langweilig. Sei dominant, grenzüberschreitend, egozentrisch. Sei ein Arschloch! Und unter uns: Mach sie eifersüchtig – sprich vor ihr mit anderen! Du kannst alles erreichen, wenn du deine Bedürfnisse über alles stellst. Und fang mal mit Gym an, du Gurke. Und imfall: Hartnäckigkeit ist eine Tugend. Sagt sie viermal nein, sagt sie beim fünften Mal ja. Und dann: Extrem viel Aufmerksamkeit, und BÄÄÄM zurückziehen – sie soll DIR hinterherlaufen. Sei der Preis! Lass um dich kämpfen! Sei ein Boss. Komplimente sind Schwäche. Lies Körpersprache, nicht Worte. Fake it, till you make it. Und wenn sie nicht springt – NEXT!

Social Media ist gelinde gesagt ein stinkender Unort toxischer Männlichkeit. Zwischen Büsis und Bananen wird da einer heranwachsenden Generation ein völlig verstörendes und gefährliches Wertesystem ins Gesicht geschrien. Abends im Bett, im Schulbus, auf dem Klo – wo immer die Möglichkeit zum Zeittotschlagen auf Social Media sich bietet. Und das ist verdammt beängstigend. Philipp Barantini zeigt die möglichen Auswirkungen solcher Beeinflussung in dem grossartigen Netflix-Meisterstück «Adolescence». Das ist keine Empfehlung, es ist eine ernstgemeinte Aufforderung, diese Serie mit Ihren heranwachsenden Kindern zu schauen. Und sprechen Sie über Social Media. Dringend.

Handy aus. Ich bin kein Alpha, ich habe in diesem Kontext eher das Mindset von ei-

nem Fleischkäse mit Aszendente Gurke.

Und Jesus steht noch immer vor der Tür.



**Johannes R. Millius**  
1990, wohnt in Brig, ist Kulturdelegierter von Leuk und freier Kulturschaffender.  
dialog@soein.theater

Weltliterarische Kolumne

# «Ach, der Tod wird nach Pfeffer und Majoran riechen»

Ein Porträt der österreichischen Schriftstellerin Hertha Kräftner (1928–1951).



Hertha Kräftner Bild: zvg

«Es ist Oktober und ich lebe noch. Die Liebe kam noch einmal, aber vielleicht geht sie schon wieder vorbei. Ich bin dabei nicht glücklich geworden. Ich glaube kaum, dass ich glücklich gemacht habe. Es ist mir gleich. Ich nehme nichts mehr wichtig.»

Die Zeilen sind am 25. Oktober 1951 in Wien entstanden. Geschrieben hat sie Hertha Kräftner, Doktorandin in Germanistik, Spezialistin für Kafka, Kierkegaard und Sartre, Schülerin des Logotherapeuten Viktor E.

Frankl, dessen These, dass ein nicht erfülltes Sinnerleben zu psychischen Krankheiten führe, sie guthiess. Der Tod des Vaters beim Einmarsch der Russen ins Burgenland war für die 17-Jährige traumatisch gewesen, und als sie ab 1948 in Zeitschriften wie «Lynkeus» und «Neue Wege» Gedichte und Prosa publizierte, handelte in einem erstaunlich breiten Spektrum von formalen Möglichkeiten fast alles vom Tod, von der Angst, von der Verzweiflung, von der Ausweglosigkeit des Lebens und von

der Unmöglichkeit der Liebe: «Das Gesicht meines toten Vaters / das meinem ähnlich sieht, / wandelt in den Friedhofsbäumen hin und her.» – «Ach der Tod wird nach Pfeffer / und Majoran riechen, / weil er vorher im Laden beim Krämer sass, / der am silbrigen Schwanz / eines Salzherings erstickte.» Wie schon so oft wurde sie im Sommer 1951 ihrem guten «Anatol», dem Wiener Bibliothekar Otto Hiss, schuldbewusst untreu, als sie sich in den Fotografen Wolfgang Kudmofsky verliebte, mit

ihm Moped fuhr, die Werke Kafkas neu las und sogar einen Krimi begann.

Aber die Euphorie hielt nicht an. «Er war nicht imstande, mir das Leben zu erklären. Wozu führe ich es dann weiter, da ich es doch nicht verstehe», endet der zitierte Text, und am 13. November 1951 nahm sich Hertha Kräftner 23-jährig mit einer Überdosis Veronal das Leben. – Unter dem Titel «Weil immer das Meer vor der Liebe ist» hat Jürg Amann ihr schmales Werk 2003 zu einem

18-strophigen lyrischen Selbstporträt verdichtet.



**Charles Linsmayer**  
Der Zürcher Publizist hat Bücher von Maurice Chappaz und Corinna Bille publiziert und ist nicht nur ein Kenner der Schweizer, sondern auch der Weltliteratur.  
charles@linsmayer.ch